

Nachwort

von *Racha Kirakosian*

»Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft [...].«¹ So fasste der preußische Statistiker Richard Böckh 1866 die intrinsische Verbindung von Sprache und Volk zusammen. Einer gelebten Sprachpraxis wurde also ein ›geistiger‹ Wert beigemessen, der Menschen über die Sprache hinaus miteinander vereint. Der Gedanke einer Sprachnation wurde in Preußen unter der Ägide Böckhs sogar amtlich fassbar, indem er die verschiedenen Nationen des preußischen Staates nach der jeweiligen Muttersprache klassifizierte.

Eine solche Instrumentalisierung von Sprache und Sprachgeschichte auf der politischen Bühne war nicht auf deutschsprachige Staaten beschränkt. Das Fach Germanistik konsolidierte sich in Zeiten der Nationalisierung, also des Bestrebens nach einem einheitlicheren Deutschland, und gelangte überdies speziell wegen der starken textphilologischen Ausrichtung im mediävistischen Bereich zu Ruhm. Die deutsche Sprache als vereinigendes Element wurde indes zu allen Zeiten, in denen die Frage nach einer deutschen Nation virulent wurde, als Argument in die Waagschale geworfen, gewöhnlich, um die kollektive Abstammung einer vornehmlich territorial zu umreisenden Gemeinschaft zu evozieren. Dass auch eine Sprache ihre Geschichte hat, spielt gut in diese Argumentationslinie hinein, denn daraus lässt sich schnell

1 Richard Böckh: Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 4 (1866), S. 259–402, hier S. 304.

ableiten, dass auch die, die diese Sprache sprechen, eine gemeinsame Geschichte haben.

Die sprachpolitische deutsche Geschichte ist seit jeher komplex. Aus dem Flickenteppich des Heiligen Römischen Reichs im späten Mittelalter wurde in den Folgejahrhunderten eine nicht minder partikulär und dynamisch geprägte Landschaft, die von einzelnen Herrschaftsbereichen zwar zeitweise dominiert wurde, die aber mit Ausnahme der gemeinsamen Mehrheitssprache keineswegs als einheitlich beschrieben werden kann. Minderheitensprachen wie das Dänische oder Sorbische hat es immer gegeben; aber die vermeintlich gemeinsame Zunge, das Deutsche, wurde im 18. und 19. Jahrhundert mit Aufrufen durchaus auch aus dem kulturellen Bereich – wie zum Beispiel Lessings Forderung nach einem Deutschen Theater, das heißt einer sprachbasierten Theatertradition, die sich deutsch nennen ließe – zunehmend für außersprachliche Zwecke funktionalisiert. Die Vorstellung einer deutschen Kulturnation war, auch wenn das nicht immer auf der Oberfläche augenscheinlich der Fall gewesen zu sein scheint, an territoriale Sprachgrenzen geknüpft. Historisch lässt sich das zum einen mit den Positionen der Verfechter der Märzrevolution und zum anderen mit den politischen Reden in der Zeit während der deutsch-deutschen Trennung illustrieren.

In der Paulskirche spielte die Idee der Sprachnation sowohl im Lager der *großdeutschen Lösung* als auch im Gegenlager der *Kleindeutschen* eine wichtige Rolle, ging es doch bei beiden um eine Vereinigung unterschiedlicher Herrschaftsbereiche (bei der *kleindeutschen Lösung* unter Ausschluss Österreichs) unter einem gemeinsamen Nenner, dem der Sprache.² Die Idee dahinter lautete: »ein volk ist der inbegriff von menschen, welche dieselbe sprache reden.«³ Diese sprachorientierte

2 Siehe dazu Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin 1995, S. 120.

3 Jacob Grimm: Über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (1846). In: Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche. Schriften zur Zeit-, Rechts-, Sprach- und Literaturgeschichte. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Ruth Reither, Anmerkungen und Personenregister unter Mitarbeit von Bärbel Gollmer. Leipzig 1986, S. 128–136, hier S. 128f. Für eine Betrachtung dieser grimmischen

Definition von Volk schwebte Jacob Grimm bei den Germanistentagen von 1846 und 1847 vor – Versammlungen, die wesentliche Wegbereiter der Frankfurter Nationalversammlung waren. Grimm stand beiden Germanistentagen – gewissermaßen seine Mitgliedschaft in der Paulskirche vorzeichnend – vor.

Mehr als ein Jahrhundert darauf fungierte die gemeinsame Sprache erneut als Schlüsselfaktor einer gesamtdeutschen Heimatpolitik. So mahnte Willy Brandt in seiner Regierungserklärung am 28. Oktober 1969 bezüglich der »Einheit der Nation« und des »Verhältnis[ses] zwischen den Teilen Deutschlands« an: »Die Deutschen sind nicht nur durch ihre Sprache und ihre Geschichte – mit ihrem Glanz und Elend – verbunden; wir sind alle in Deutschland zu Hause.«⁴ Und 18 Jahre darauf, zwei Jahre vor der Wende, betonte auch Helmut Kohl beim Staatsbesuch des SED-Generalsekretärs Erich Honecker in Bonn am 7. September 1987 das »Bewußtsein für die Einheit der Nation«: »Diese Einheit findet Ausdruck in gemeinsamer Sprache, im gemeinsamen kulturellen Erbe, in einer langen, fortdauernden gemeinsamen Geschichte.«⁵

Auf die Fachgeschichte der Germanistik wirkten sich derartige politische Stimmen und Stimmungen prägend aus – das zeigen Michael R. Ott und Helge Perplies in ihrer Streitschrift anschaulich vor allem an Material aus der Epoche der Romantik.

»Wir werden die Romantik nicht mehr los.« So beginnt der Essay *Das romantische Mittelalter der Germanistik* zur aktuellen Lage der Germanistik mit besonderer Berücksichtigung ihrer mediävistischen Forschungsgeschichte, welche Ott und Perplies mit scharfer Beobachtungsgabe und

Definition aus Sicht eines Germanisten zu Zeiten der DDR siehe Rudolf Grosse: ›Volk‹ und ›Nation‹ bei Grimm und seinen Nachfolgern. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38 (1985), S. 481–488.

- 4 Wolfgang Marienfeld: Das Deutschlandproblem in seiner geschichtlichen Entwicklung. 2., überarb. Aufl. Osnabrück 1985, Dokument 16, S. 131.
- 5 Offizieller Besuch des Generalsekretärs des Zentralkomitees der SED: Empfangsrede von Bundeskanzler Kohl. In: Hans-Hermann Hertle et al. (Hg.): Der Staatsbesuch. Honecker in Bonn: Dokumente zur deutsch-deutschen Konstellation des Jahres 1987. Berlin 1991, S. CXV–CXVII, hier S. CXV.

in einem bewundernswert zugänglichen Stil untersuchen. Die Autoren enden nach einem Bogen, der bei den Anfängen des Fachs im 18. und 19. Jahrhundert beginnt, über die Nachkriegszeit geht und bis hin zu zeitgenössischen Fragen führt, mit einem Aufruf, selbstkritisch postromantische Tendenzen wahr- und aufzunehmen, um die Germanistik nachhaltig zu verändern – und das im Sinne kulturwissenschaftlicher Impulse des 21. Jahrhunderts, die auf mehr Diversität setzen.

In diesem phänomenal klugen Aufriss der Fachgeschichte kommen Details keineswegs zu kurz. Um dem Narrativ einer wissenschaftlich fundierten Nationalphilologie in all ihren schillernden Facetten folgen zu können, stürzen Ott und Perplies immer wieder vom Adlerflug in die Tiefe hinab und konzentrieren sich analytisch auf Wendezeiten und Schlüsselmomente; etwa wenn genauestens dargelegt wird, welcher Stellenwert Übersetzungen aus mittelalterlichen Texten ins Neuhochdeutsche einst zukam und nach wie vor zukommt und welche Mechanismen kultureller Aneignungen dabei eigentlich zum Einsatz kommen. Wenn ein Ludwig Tieck kreativ Zeilen aus dem Minnesang übertrug und umdichtete oder die Brüder Grimm im Zeichen napoleonischer Kriege den *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue besonders prosaisch, also volksnah, übersetzten, waren zwar die Intentionen und Effekte jeweils unterschiedlich. Beide Unternehmungen wie auch weitere Übersetzungen, nicht zuletzt des *Nibelungenlieds*, waren aber nicht unwesentlich für die Entwicklung des Fachs und für das Selbstverständnis der Germanistik, die – so zeigen Ott und Perplies – ihre Daseinsberechtigung in der akademischen Landschaft nicht unabhängig von politischen Kontexten herausbildete.

Dass sich in den modernen Universitäten wissenschaftliche Diskurse, milieuartige Gepflogenheiten, Kanons und methodische Zugänge nicht kontextlos entwickelten, das war sicherlich auch in anderen Fächern und auch jenseits der Sprachgrenzen der Fall; schließlich ließe sich das gesamte Wissenschaftssystem samt seinen Untergliederungen und Verästelungen im Hinblick auf politische und ideologische Beeinflussungen auf den Prüfstein stellen. Aber genau das wird selten getan. Allein aus dieser historisch-kritischen, ja historisierenden Sicht ist das

vorliegende Buch ein gelungener Versuch, die Aufmerksamkeit auf die Genese und Entwicklung des Fachs zu lenken.

Hier bleiben Ott und Perplies aber nicht stehen: Mit dem Wissen über die Disziplingeschichte bestens ausgestattet, wenden sie sich der aktuellen Situation der Germanistik zu und nehmen dabei Schief lagen unter die Lupe. Warum gehen Studierendenzahlen trotz vermehrten Bedarfs an Deutschlehrkräften, die an Schulen wie für den Spracherwerb von Zuwander*innen benötigt werden, seit Jahren drastisch zurück? Wieso scheinen sich immer weniger Menschen für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter zu interessieren, und das bei einem anhaltenden Boom des Mittelaltersujets in den Unterhaltungs- und Merchandisebranchen?

Gerade das Thema Mediävalismus weist eine besonders verfahrenre Sachlage auf. In den langen 1980ern wurde eine »Welle der germanistischen Mittelalterrezeption« (S. 48) mit Enthusiasmus in der Forschungswelt begrüßt. Wie Wellen das so an sich haben, ebte diese aber wieder ab. Vielleicht aus guten Gründen? Die Idealisierung des Mittelalters in Populärmedien war ganz im romantischen Stil mit Wünschen und Vorstellungen nach einer irgendwie intakt imaginierten Vergangenheit verbunden, mit dem Bedürfnis nach einem Gemeinschaftsgefühl, das die eigene Zeit transzendierte und in sinnstiftende Ursprünge zurückreichte. Ein besonders emblematisches Beispiel für diesen Prozess bildet die Stuttgarter Staufer-Ausstellung von 1977, die mittlerweile wie ihre Namensgeber legendär geworden ist. Werbetechnisch versprach die Ausstellung viel und der Ansturm übertraf die erwarteten Besucher*innenzahlen um ein Mehrfaches. Mit dem Mittelalter lässt sich gut Tourismus betreiben, das hat Valentin Groebner schön herausgearbeitet, dessen Forschungen zum Mediävalismus für die Studie von Ott und Perplies eine wichtige Folie bilden.⁶ Die große Staufer-Ausstellung ist nur eines von vielen Beispielen der Mittelalterfaszination, wie sie beinahe flächendeckend in der Bevölkerung vorkommt.

6 Zur Tourismus-Idee siehe insbesondere Valentin Groebner: Touristischer Geschichtsgebrauch. Über einige Merkmale neuer Vergangenheiten im 20. und 21. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 296 (2013), S. 408–428.

Trotzdem lässt sich seit knapp 30 Jahren eine kühle Distanz der Mediävist*innen zum populären Bild des Mittelalters feststellen. Dieses ist im Vergleich zu konservativen (im Sinne von anhaltenden und etablierten) Themen nur selten Forschungsgegenstand. Forscher*innen treten spätestens seit den späten 1990ern dem Phänomen der Wiederbelebung des Mittelalters reserviert gegenüber. Auch das hat sicherlich politische Motive, denn die Revivals sind nur selten durchweg frei von ideologischen Prämissen.

Heute sehen wir, anders als von Expert*innen einst prognostiziert, kein Abflauen des Mittelalterbooms. Fantasy-Literatur und Fantasy-Serien wie Videospiele und Reenactment-Events bewegen sich auf einem Dauerhoch, und zwar international. Die Forschung hinkt hinterher, allmählich wacht sie auf und wendet sich diesen Themen mit kritischem Blick zu. Wenn Studierende in der Einführung zum *Nibelungenlied* entzückt aufschreien: »Das ist ja wie *Game of Thrones!*« und man als Lehrende*r die Referenz nicht versteht, dann liegt etwas im Argen. Die Zurückhaltung, wenn nicht Abscheu der Forschenden, sich mit dem (in der Regel fantastischen) Mittelalterbild der Populärmedien zu beschäftigen, wenigstens aber rudimentär familiär zu machen, führt zu einer Diskrepanz zwischen dem, was an der Universität gelehrt wird, und dem, was weithin mit dem Mittelalter assoziiert wird.

Die Situation bleibt komplex. Wer die Ausführungen von Ott und Perplies aufmerksam liest, merkt: Im Grunde leidet die Germanistik unter einem zwiespältigen Verhältnis zum Mittelalter. Zum einen war anfangs der Blick auf das Mittelalter wegweisend, legitimatorisch motiviert von der Suche nach einem Ursprungsmythos der Nationalphilologie. Diese Rückwärtsgerichtetheit ermöglichte die Hervorhebung der Sprache als Gemeinschaftsfaktor. Textphilologie avancierte zum Motor einer quantifizierbaren, quasi-empirischen Wissenschaft. Das nationalisierte Mittelalterbild war indes durchtränkt von ideologischen Motiven, weswegen eine Distanzierung vom Mittelalter in Zeiten, in denen Identitätsstiftung durch Sprache und Literatur problematisch wurde, fast schon geboten war. Das war im Nachkriegsdeutschland der Fall und ist es auch wieder verstärkt seit der Wiedervereinigung.

Das vorherrschende Desinteresse von Akademiker*innen an populären Mittelalterbildern hat in den letzten Jahren zu einer Art Vakuum geführt. Wie wird man sich diesem Vakuum nun zuwenden? Denn dass die Wissenschaft sich vermehrt mit ›Critical Medievalism‹, der wissenschaftlichen Beschäftigung mit neomedievalen Phänomenen, wird auseinandersetzen müssen, steht außer Zweifel.⁷

Vielleicht liegt die Lösung für die verworrene Lage bei dem, was Ott und Perplies in Anlehnung an José Esteban Muñoz und Mariah Junglan Min »Disidentifikation« nennen. Das heißt konkret: Nicht jede*r Studierende der Mediävistik sollte sich mit einem Romanhelden Hartmanns von Aue oder Wolframs von Eschenbach identifizieren können bzw. müssen. Stattdessen sei der jeweilige Hintergrund der Studierenden von Signifikanz bei der Erforschung der Primärquellen: »Eine postromantische Perspektive könnte daher danach fragen, welche Blicke auf das Mittelalter – oder, etwas zugespitzt: welche Mittelalter – die Studierenden in ihren jeweils individuellen Biografien mitbringen« (S. 153). Dieser Ansatz ist insofern neu, als es bei der postromantischen Perspektive nicht um das geläufige »Man holt die Studierenden dort ab, wo sie stehen« geht; sie sollen eben nicht an ›das richtige Mittelalter‹ herangeführt werden. Stattdessen werden sie aufgefordert, selbstbewusst ihre eigenen Deutungsansätze zu formulieren. Die Neuorientierung und das Aufbrechen der als bekannt geglaubten Figuren und Themen in der mittelalterlichen Literatur könne nur einen Gewinn bedeuten. Ohne es so zu benennen, wird ersichtlich, dass Ott und Perplies ein integratives Potenzial der mittelalterlichen Texte für die heutige Gesellschaft erkennen. Insbesondere feministische und postkoloniale Perspektiven könnten dazu beitragen, die Aktualität und Relevanz der Mittelalterstudien stärker in den Fokus zu rücken. Aus doppeltem Grund wäre das tatsächlich wünschenswert: zum einen, weil auf diese Weise verzerrenden und zum Teil von rassistischen Vorstellungen der Gegenwart gefärbten Mittelalterbildern mit fundiertem Wissen entgegengetreten werden kann; zum anderen, weil es immer noch eine Unmenge an

7 Zum Begriff ›Critical Medievalism‹ siehe Racha Kirakosian: The Real Game of Thrones? Mythical Dimensions of Medieval Tales. In: Bohemia 61 (2021), S. 6–34.

Texten gibt, die in dieser Hinsicht und überhaupt grundsätzlich (neu) aufgearbeitet werden müssen.

Dass multiple und diverse Zugänge zum historischen Material erst einmal willkommen sind, heißt zugleich noch lange nicht, dass jede Ansicht und Zuschreibung auch wissenschaftlich valide ist. Vereinnahmungen sind unwissenschaftlich, stattdessen sollten die eigenen Vorannahmen und etwaige kulturelle Prämissen offengelegt und reflektiert werden. Das ist die Quintessenz universitärer Denkprozesse: dass Wissen selbstreflexiv und kritisch generiert wird. Dazu gehört das Verständnis, dass jeder Blick in die Vergangenheit von Narrativen und Mustern begleitet ist. Es kann dementsprechend nicht nur *ein* Mittelalter geben.

Perplies und Ott plädieren folgerichtig für einen diverseren Zugang zum Mittelalter. Ihr Fluchtpunkt der Geschichte der Germanistik liegt geografisch in der gegenwärtigen Bundesrepublik, und ihr Blick auf das 20. Jahrhundert ist ein westdeutscher. Dieser Perspektivenschwerpunkt stellt keinen Nachteil dar, denn dieser Prämissen sind sich die Autoren durchaus bewusst, sodass ihre Ausführungen exemplarisch dafür sind, wie eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Fachsozialisation aussehen kann. Obwohl meine eigene Ausbildung in diesem Sinne westlich geprägt ist, möchte ich trotz dieses Vorbehalts versuchen, die Überlegungen in diesem Buch um eine »ostdeutsche Perspektive« zu ergänzen. Inspiriert von ihrem Ansatz, gehe ich damit im Prinzip dem Aufruf von Perplies und Ott nach, die Geschichte der Disziplin vor dem Hintergrund kulturpolitischer Entwicklungen zu beleuchten, um verschiedene Facetten, die für die akademische Ausrichtung des Fachs entscheidend waren, durchscheinen zu lassen.

Ganz abgesehen von der europäischen Situation in anderen deutschsprachigen Ländern und der sogenannten Auslandsgermanistik, die beinahe genauso alt ist wie die inländische (damit ist an dieser Stelle die deutsche gemeint), verkompliziert allein schon eine gesamtdeutsche Berücksichtigung das Bild der Displingeschichte. Bereits mit dem Fokus auf die sogenannte Altgermanistik zeigt sich eine wissenschaftsgeschichtliche Divergenz des Fachs im Vergleich zwischen Osten und Westen, was nicht erstaunt angesichts der gesamtgesellschaftlichen

Lage, der abweichenden »Vergangenheitspolitik« (Norbert Frei) und des ideologisch aufgeladenen Rückgriffs auf eine wie auch immer geartete vornationale Vormoderne. Doch bleibt die existierende Forschung zur DDR-Germanistik recht übersichtlich; eine weitere Erforschung ist ein Desiderat.⁸ Was unterdessen der Germanist Rudolf Bentzinger, der bis zum Mauerfall an der Akademie der Wissenschaften der DDR und anschließend an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften tätig war, demonstrieren konnte, weist auf eine rege Ost-Mediävistik hin, die trotz starker vom System aufoktrozierter Einschränkungen zu großen Verdiensten kam.⁹

War noch bis zum Mauerbau die Germanistik relativ frei und vom Regime gar favorisiert (zum Beispiel trug die 3. Hochschulkonferenz der SED den Titel »Perspektiven der Germanistik«), folgte auf eine Fluchtwelle namhafter Germanisten*innen, darunter Werner Schröder und Karl Bischoff (beide ehemals Halle an der Saale), eine rigide Hochschulpolitik: Rufe wurden fast ausschließlich nur solchen Wissenschaftler*innen erteilt, die auch Parteimitglieder waren. Obwohl wichtige Institutionen des akademischen Betriebs wie der Max Niemeyer Verlag früh in den Westen ausgewandert waren, wurden Publikationsorgane und Reihen, die noch heute Schwergewichte im Feld darstellen, am Leben erhalten. Eine besondere Stellung nimmt die Zeitschrift *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* ein, die fachintern unter

-
- 8 Neben den im Folgenden zitierten Titeln sind außerdem zu nennen: Klaus Melle: Zur Mediävistik in der DDR und ihrem Erscheinungsbild in der ZfG. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 50 (2002), S. 989–1006; Jens Saadhoff: Germanistik in der DDR. Literaturwissenschaft zwischen »gesellschaftlichem Auftrag« und disziplinärer Eigenlogik. (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 13) Heidelberg 2007 sowie der Themenschwerpunkt Germanistik in der DDR. In: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 64 (2017), S. 111–198.
- 9 Rudolf Bentzinger: Wege, Umwege und Auswege der Mediävistik in Deutschland-Ost. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 25 (1993), S. 8–22; ders.: Zur germanistisch-mediävistischen Editionstätigkeit in der DDR. In: Jan Cölln/Franz-Josef Holznapel (Hg.): Positionen der Germanistik in der DDR. Personen – Forschungsfelder – Organisationsformen. Berlin/Boston 2013, S. 167–184.

der Sigel *PBB* (Paul und Braunes Beiträge) läuft: Mit dem neuen Sitz des Niemeyer-Verlags in Tübingen wurde die Reihe fortgeführt, doch auch in Halle an der Saale wurden die *Beiträge* weiterhin herausgegeben, sodass es von 1955 bis 1979 zu einem Parallelerscheinen kam, was das Hallenser Herausgeber*innenteam Theodor Frings und Elisabeth Karg-Gasterstädt damals bedauerte. In ihrem Vorwort zu Band 77 von 1955 legten sie dar, dass unter ihrer Leitung »die ‚Beiträge‘ ein wesentliches Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen unseres getrennten Vaterlandes und darüber hinaus zwischen Deutschland und der ganzen Welt [waren]«. ¹⁰

Die Konzentration auf die textphilologische Wissenschaft hat in Reihen wie den *Neudrucken deutscher Literaturwerke*, der *Altdeutschen Textbibliothek* (ATB) und den *Deutschen Texten des Mittelalters* (DTM) zu Editionen geführt, die auch jenseits der DDR zu Standardwerken avancierten. Literaturwissenschaftlich relevante Impulse hat es desgleichen gegeben, zum Beispiel mit dem Arbeitskreis *Deutsche Literatur des Mittelalters*, der 1966 unter der Leitung von Hans Joachim Gernerz (Rostock), Heinz Mettke (Jena) und Wolfgang Spiewok (Greifswald) ins Leben gerufen wurde. Spiewok errichtete dann auch den DDR-weit einzigen Wissenschaftsbereich *Deutsche Literatur des Mittelalters*, womit er die germanistische Mediävistik als eine eigenständige Abteilung an der Universität Greifswald institutionalisierte. An diesem Institut wurde die gleichnamige Publikationsreihe *Deutsche Literatur des Mittelalters* gegründet und zahlreiche mediävistische Dissertationen und Habilitationen sind daraus hervorgegangen. Es hatte sich hier ein wahrer Mediävistik-Hub gebildet. Gerade an den kleineren Universitäten konnte die germanistische Mediävistik produktiv fortbestehen, womöglich, weil die Peripherie nicht im Zentrum des Parteiinteresses lag, wie der Jenaer Literaturwissenschaftler Reinhard Hahn vermutet. ¹¹ Ein weiterer Grund

10 Theodor Frings/Elisabeth Karg-Gasterstädt: An unsere Mitarbeiter und Leser. In: *PBB* 77 (1955), keine Seitenangaben in der Veröffentlichung.

11 Reinhard Hahn: »In der Deutschen Demokratischen Republik hat das Mittelalter endgültig ausgespielt«. Die Jenaer Altgermanistik zwischen Beharrung und sozialistischer Umgestaltung. In: Jan Cölln/Franz-Josef Holzner (Hg.):

dafür könnte sein, dass in der DDR ohnehin das Mittelalter weniger politisiert wurde als die Zeit des sogenannten »Bauernkriegs«, was sich am eindrücklichsten in der Gedenkstätte auf dem Schlachtberg bei Bad Frankenhausen ausdrückt. Der Auftrag dazu wurde 1976 erteilt, das Bauernkriegspanorama öffnete erst kurz vor dem Mauerfall am 14. September 1989 und wurde in diesem Sinne nolens volens zum Denkmal der DDR-Zeit. Das ca. 10 km nördlich des Bauernkriegspanoramas gelegene mediävale Kyffhäuser-Denkmal (auch Barbarossa-Denkmal), das zwischen 1892 und 1896 zu Ehren von Kaiser Wilhelm I. entstanden war, blieb absurderweise während der gesamten Zeit der DDR weitgehend unangetastet. Wie hingen diese kulturgeschichtlichen Entwicklungen mit der wissenschaftlichen Erforschung des Mittelalters im Osten zusammen, bzw. wie wirkten sie sich auf diese aus? Diese und ähnliche Fragen gilt es zu stellen, wenn man, wie von Perplies und Ott vorgeschlagen, einmal die vermeintlichen Leerstellen der Fachgeschichte aufarbeitet. An dieser Stelle sei dafür plädiert, die Geschichte der Ost-Germanistik bei diesem Unterfangen unbedingt zu berücksichtigen.

Eines dürfte jedenfalls klar geworden sein: Ott und Perplies stoßen etwas an. Sie machen darauf aufmerksam, dass es hinfällig geworden ist, als Altgermanist*in zu behaupten, der eigene Forschungsgegenstand liege in einem vornationalen wie präkolonialen Zeitalter und sei deswegen auch nicht geeignet für postkoloniale Studien. Diese Einstellung ist bestenfalls illusorisch, vor allem aber blendet sie zwei Faktoren aus: Erstens wies schon das präkoloniale Zeitalter, womit in Europa im Anschluss an das Ende des Römischen Reichs im Regelfall das Mittelalter gemeint ist, teilweise Strukturen auf, die konzeptionell als kolonialistisch bezeichnet werden können (man denke allein an den Sklavenhandel); und zweitens ist die Weise, wie wir auf mittelalterliche Quellen zurückgreifen, stets »kontaminiert« von verschiedenen Faktoren, die unser Fach, unser Studium und uns selbst geformt haben. Koloniale Rückstände sind vielleicht nicht unbedingt in den Quellen

selbst angelegt, aber im Zugang zu ihnen spielen koloniale oder nationalistische Machtgefüge eine Rolle. Ein wichtiger Schritt in der von Ott und Perplies angestoßenen Denkrichtung bestünde etwa darin, möglichen biografischen Verflechtungen von Mediävist*innen mit kolonialen Gemengelagen nachzugehen. So wie auch die nationalsozialistische Vergangenheit der Fachvertreter allmählich erforscht wird (jüngst an dem Fall von Wolfgang Stammer exemplifiziert), so werden weitere Einzelstudien ein erhöhtes Maß an Selbstreflexion im Fach bringen, was ihm nur zugutekommen kann.

Bedeutet all dies einen Ruf nach der Überwindung der einstigen Nationalphilologie? Schafft sich mit dem Vorstoß von Ott und Perplies die Germanistik selbst ab? Wohl kaum. Hier geht es nicht um eine Ausradierung, sondern um ein Umdenken. Die Existenz der Sprache und ihrer Wirkmächtigkeit im Alltag kann nicht gelegnet werden. Vielmehr geht es in *Das romantische Mittelalter der Germanistik* um die Vision einer Polyphonie. Mehrstimmigkeit als Prinzip Hoffnung – für Ott und Perplies kann sich die integrative Funktion von Sprache und Literatur erst mit der Akzeptanz von Heterogenität entfalten. Dazu gehören für sie neben Menschen mit diversem und Minderheitenhintergrund, die sich für das Fach Germanistik begeistern lassen, ebenso demokratische Publikationsformen, die transparent und zugänglich sind, wie mehr Interdisziplinarität auf der Ebene der Lehre. Diese institutionellen Veränderungen würden nach sich ziehen, dass sich das gesamte Fach neu definieren und aufstellen müsste, um dynamisch und am Nerv der Zeit zu bleiben.

Sicherlich werden in – vielleicht sogar absehbarer – Zukunft weitere Ansätze zum postromantischen hinzutreten (z.B. ein posthumanistischer), aber umso mehr ist damit unterstrichen, dass die Arbeit von Literaturwissenschaftler*innen und Textforscher*innen nicht aufhört und dass ausgebildete Kenner*innen auf diesem Gebiet stets gefragt sein werden, um die Aufgabe der Erneuerung gewissenhaft voranzutreiben. Das betrifft im Übrigen alle Geistes- und Sozialwissenschaften, wo Paradigmenwechsel ständig innovative Denkweisen und Analysemittel einfordern. Was die Germanistik betrifft, haben Ott und Perplies in diesem Sinne nicht nur einen Blick auf die komplexe Geschichte des

Fachs geworfen, sondern produktiv zukunftsorientierte Umsetzungsmöglichkeiten einer kreativen (Alt-)Germanistik formuliert. Die wichtige Botschaft dabei lautet: *die* Mittelalter zulassen, ja, im Plural.

